

7 Methodologie und Methode

7.1 Qualitatives Forschungsdesign und dokumentarische Methode

Eine Studie, die nach dem Erleben von Gewalt, dem Umgang mit dieser erlebten Gewalt und den daraus resultierenden biografischen Vorstellungen von Paarbeziehungen fragt, ist mit verschiedenen methodischen Ansprüchen konfrontiert.

Wie lassen sich Aussagen über die biografische Entwicklung von Beziehungsvorstellungen machen, ohne diese im Vorfeld durch implizite Annahmen über den Forschungsgegenstand zu beeinflussen? Inwiefern lassen sich aufgrund der Aussagen der Beforschten über ihre Beziehungsvorstellungen Rückschlüsse auf ihre Erfahrungen ziehen? Wie kann mit gesellschaftlichen Tabuisierungen des Themas Gewalt in Beziehungen angemessen umgegangen werden?

Rekonstruktive Forschung hat den Anspruch, durch das Prinzip der Offenheit

»denjenigen, die Gegenstand der Forschung sind, die Strukturierung der Kommunikation im Rahmen des für die Untersuchung relevanten Themas so weit wie möglich zu überlassen, damit diese ihr Relevanzsystem und ihr kommunikatives Regelsystem entfalten können und auf diesem Wege die Unterschiede zum Relevanzsystem der Forschenden überhaupt erst erkennbar werden.« (Bohnsack 2010, S. 21)

Nach Christa Hoffmann-Riem sind das Prinzip der Offenheit sowie das Prinzip der Kommunikation die zentralen methodischen Prinzipien interpretativer Verfahren. Sie ermöglichen zum einen, dass sich die Strukturierung des Forschungsgegenstandes durch die beforschten Subjekte herausbildet und die theoretische Strukturierung durch die Forschenden zurückgestellt wird. Zum anderen gewinnen Forschende nur Zugang zu Daten, wenn sie eine Forschungsbeziehung zu den Beforschten eingehen. (Vgl. Hoffmann-Riem 1980, S. 343ff.)

Im Hinblick auf den gesamten Forschungsprozess gibt es eine besondere Beziehung zwischen sozialwissenschaftlichen Konstruktionen und ihrem Gegenstand: Sozialwissenschaftliche Konstruktionen bzw. wissenschaftliche Begriffsbildungen stellen sogenannte sekundäre Konstruktionen dar. Sie schließen immer an die im alltäglichen Handeln bereits vollzogenen Konstruktionen und Typenbildungen, den

Common Sense, an. Jede (alltägliche) Handlung setzt Hintergrundwissen, einen Entwurf oder eine Orientierung voraus. Sozialwissenschaftliche Konstruktionen richten den Blick auf die impliziten Konstruktionen und Orientierungen, in die die Handlungspraxis eingebettet ist (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2010, S. 26). Bohnsack formuliert dies folgendermaßen:

»Die Besonderheit sozialwissenschaftlichen Denkens besteht also darin, dass sich nicht nur dieses Denken selbst aus Interpretationen, Typenbildungen, Konstruktionen zusammensetzt, sondern dass bereits der *Gegenstand* dieses Denkens, eben das soziale Handeln, das Alltagshandeln auf unterschiedlichen Ebenen durch sinnhafte Konstruktionen, durch Typenbildungen und Methoden vorstrukturiert ist.« (Bohnsack 2010a, S. 23, Herv. im Original)

Nicht nur das Nachdenken oder Reflektieren über Handeln, sondern auch das Handeln selbst ist »typengeleitet, wissensgeleitet und entwurfsorientiert« (ebd.).

Zudem bringen die Handelnden selbst Interpretationen hervor, die es im Forschungsprozess zu rekonstruieren gilt. Dabei werden die Interpretationen der Handelnden zunächst als Konstruktionen ersten Grades rekonstruiert. In einem weiteren Schritt werden daraus Theorien und Typen gebildet. Diese stellen dann Konstruktionen zweiten Grades dar. (Vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2010, S. 26)

Bei interpretativen oder rekonstruktiven Verfahren ist bereits zu Beginn des Interpretationsprozesses, der Rekonstruktion der Konstruktion ersten Grades, eine »kontrollierte Methode des Fremdverstehens«¹ (ebd., S. 30) erforderlich. Methodische Kontrolle bezieht sich dabei auf die Kontrolle der Unterschiede in den Darstellungsformen der Untersuchten und der Forschenden, indem der Differenz zwischen Relevanzsystemen und Interpretationsrahmen systematisch Rechnung getragen wird (vgl. ebd., S. 31). Während der Datenerhebung wird methodisch kontrolliertes Fremdverstehen durch die Zurückhaltung der Forschenden ermöglicht. Indem die Fragestellung im Interview möglichst offen formuliert wird, werden die Erforschten zu Erzählungen ermutigt. Sie bekommen die Gelegenheit, das Thema in ihrer eigenen Sprache mit ihren eigenen Schwerpunkten und damit ihr eigenes Relevanzsystem zu entfalten. Auf diese Weise werden Sprache und Interpretationsrahmen von Erforschten und Forschenden methodisch kontrolliert (vgl. Bohnsack 2010, S. 20). Im Prozess der Auswertung gilt es, von den Kontextuierungen der Erforschten auszugehen und nicht von Vorab-Annahmen der Forschenden, indem Äußerungen im Kontext seiner oder ihrer Erzählung interpretiert werden (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2010, S. 31).

Die Rekonstruktion der hier beschriebenen sinnhaften Konstruktionen, die dem sozialen Handeln zugrunde liegen und dieses vorstrukturieren, ist das Ziel

1 Eine kontrollierte Methode des Fremdverstehens wurde von Schütze u.a. 1973 entwickelt. Er rekurrierte dabei auf Alfred Schütz und dessen Konzept des Fremdverstehens.

der vorliegenden Arbeit. Es geht also um die Rekonstruktion des Herstellungsprozesses bzw. des Orientierungsrahmens, in dem Paarbeziehung gestaltet wird. In einem zweiten Schritt wird erforscht, wie mit Gewalterfahrungen innerhalb dieser Paarbeziehungen umgegangen wird. Die dokumentarische Methode (vgl. Kap. 7.1), die für die Auswertung der erhobenen Daten ausgewählt wurde, ermöglicht dabei, die Perspektive auf die Verschränkung von individualbiografischer Erfahrung und kollektiver Einbettung zu richten (vgl. Nohl 2016, S. 335). Indem es um die »Schnittflächen von Interaktion, Biografie und Sozialstruktur« (Denzin 2013, S. 149) geht, soll zu einem besseren Verständnis des subjektiven Erlebens von Gewalt im Kontext gesellschaftlicher (Macht-)Strukturen beigetragen werden.

7.1.1 Immanenter und dokumentarischer Sinngehalt – Konjunktive und kommunikative Erfahrung

Die dokumentarische Methode knüpft in ihrer heutigen Ausrichtung und Verwendung an drei methodologisch-theoretische Zugänge an: zum ersten an die Wissenssoziologie Karl Mannheims, zum zweiten an die Ethnomethodologie (Harold Garfinkel) und zum dritten an die praxeologische Kulturosoziologie Pierre Bourdieu mit seiner Konzeption des Habitus (vgl. Bohnsack 2012, S. 120).

Begründet und erkenntnistheoretisch geprägt wurde der Begriff »dokumentarische Methode« 1922 von Karl Mannheim als zentraler Begriff seiner Wissenssoziologie (vgl. Bohnsack 2010, S. 57). Den drei genannten Traditionen folgend steht die Analyse der Praxis des Handelns bzw. das diese Praxis orientierende, implizite inkorporierte oder »atheoretische« (Mannheim 1980, S. 73) Wissen im Mittelpunkt. Die dokumentarische Methode geht davon aus, dass für die empirische Analyse nicht nur wörtlich Mitgeteiltes relevant ist, sondern vor allem der Sinngehalt, der diesen Äußerungen zugrunde liegt und den es als sogenanntes implizites Wissen zu rekonstruieren gilt (vgl. Nohl 2005, Kap. 4). Dabei differenziert die dokumentarische Methode nicht zwischen subjektiv und objektiv, sondern sie unterscheidet zwischen der im Erleben verankerten Wirklichkeit, dem handlungspraktischen Wissen und dem kommunikativ-generalisierten Wissen, das normalerweise in explizierter Form zugänglich ist (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2010, S. 275).

Durch die Unterscheidung zwischen einem reflexiven oder theoretischen Wissen der Akteur_innen einerseits und dem handlungsleitenden und inkorporierten Wissen andererseits will die dokumentarische Methode die Aporie von Subjektivismus und Objektivismus überwinden.

Dabei wird das Wissen der Handelnden als empirische Ausgangsbasis berücksichtigt, ohne an deren subjektive Intentionen gebunden zu bleiben. So wird ein Zugang zur Handlungspraxis sowie zu den Strukturen ermöglicht, die dieser Praxis zugrunde liegen und welche den Akteur_innen nicht zugänglich sind (vgl. Bohnsack/Nentwig-Gesemann/Nohl 2007, S. 12). Der Wechsel in der Analyseinstellung

erfolgt darin, dass nicht mehr danach gefragt wird, *was* die gesellschaftliche Realität aus der Perspektive der Handelnden ist, sondern *wie* diese Praxis hergestellt wird (vgl. ebd.). Die Frage danach, wie Alltagswissen unterschiedlich ausgeformt wird, verweist immer auch auf die verschiedenen sozialen Bedingungen der Akteur_innen. In der Rekonstruktion des *Modus Operandi* der Herstellung, der für eine Persönlichkeit oder ein Kollektiv typisch ist, dokumentiert sich der individuelle oder kollektive Habitus (vgl. Bohnsack 2010, S. 60). Bohnsack u.a. (1995) unterscheiden mit Bezug auf Bourdieu zwischen »persönlichem Habitus«, wie er vor allem in narrativ-biografischen Interview zu finden ist, sowie dem »kollektiven milieuspezifischen Habitus«, der sich besonders in Gruppendiskussionen rekonstruieren lässt. Das Verhältnis zwischen Kollektivität und Individualität wurde aber in den letzten Jahren in verschiedenen Forschungsarbeiten (z.B. Helsper u.a. 2013; Kramer u.a. 2009; Kramer u.a. 2013) im Zuge der Weiterentwicklung der dokumentarischen Methode neu beleuchtet.²

Im Zuge dieser Weiterentwicklung wird die dokumentarische Interpretation von narrativ-biografischen Interviews zunehmend dafür genutzt, den bisher der dokumentarischen Methode eigenen Fokus auf kollektive Erfahrungsräume »um die Berücksichtigung der in der Lebensgeschichte von Menschen gelagerten individuellen Erfahrungsaufschichtungen zu erweitern« (Nohl 2016, S. 331). So schließen Helsper und Kollegen in ihren Forschungsarbeiten an den von Bohnsack angedeuteten, aber nicht weiter ausgeführten »individuellen« bzw. »persönlichen« (Bohnsack 2010a) Habitus an und formulieren, in Bezugnahme auf Pierre Bourdieu, Ansatzpunkte für (immer auch individuelle) Bildungsprozesse und Transformationen innerhalb der dokumentarischen Methode. Zudem formulieren sie Überlegungen einer sozialisationstheoretischen Bestimmung der Genese des Habitus (vgl. Helsper u.a. 2013). Indem sie die »Genese des Habitus als individuelle Strukturbildung« (ebd., S. 134) fassen und damit aufzeigen, dass der Habitus bzw. Orientierungsrahmen, von seiner Genese her gedacht, individuell sein muss, verdeutlichen sie, dass der Habitus »immer beides zugleich – individuell und kollektiv« (ebd., S. 135) ist.

Für die Interpretation des Datenmaterials bildet die Unterscheidung zwischen *immanentem und dokumentarischem Sinngehalt* den Mittelpunkt der methodologischen Grundbegriffe, auf den sich dann auch die Auswertungsschritte beziehen. Während sich der immanente Sinngehalt auf seine Richtigkeit überprüfen lässt, nimmt der dokumentarische Sinngehalt »den soziokulturellen Entstehungszusammenhang bzw. das, was sich davon manifestiert hat, in den Blick« (Przyborski/Wohlrab-Sahr 2010, S. 278).

Bohnsack schreibt dazu:

2 Einen Überblick über den aktuellen Stand der Weiterentwicklung der dokumentarischen Methode bietet Nohl 2016.

»Die dokumentarische Methode ist ... darauf gerichtet, einen Zugang zum handlungspraktischen, zum impliziten und konjunktiven Erfahrungswissen zu erschließen. Das konjunktive (Orientierungs-)Wissen als ein in die Handlungspraxis eingelassenes und diese Praxis orientierendes und somit vorreflexives Erfahrungswissen ist dem Interpreten nur zugänglich, wenn er sich den je individuellen oder kollektiven Erfahrungsraum erschließt. Das heißt eine Äußerung oder Handlung wird mir nur verständlich, wenn ich den dazugehörigen Erfahrungsraum kenne.« (Bohnsack 2007, S. 15)

Menschen durchlaufen während ihrer Entwicklung verschiedene Erfahrungsräume, von denen manche wieder verlassen werden; andere Erfahrungsräume hingegen strukturieren ein Leben lang alltägliche Handlungsvollzüge (vgl. Przyborski/Slunecko 2010, S. 633). So konstituieren sich etwa geschlechtstypische Erfahrungsräume »über die Kombination der Handlungs- bzw. Interaktionspraxis geschlechtsspezifischer Sozialisation und das Erleben geschlechtstypischer (Fremd-)Zuschreibungen und Interpretationen« (ebd.). Die dokumentarische Methode zielt auf dieses Erfahrungswissen, das sich in der Alltagspraxis abbildet. Die grundlegende Perspektive ist eine praxeologische, bei der habituelles Handeln, konjunktive Erfahrung und Orientierungsmuster im Mittelpunkt stehen. Przyborski und Slunecko (2010) konstatieren, dass sich die Weiterentwicklung der dokumentarischen Methode sich nicht zuletzt der abstrakten Idee der konjunktiven Erfahrung verdankt, die nicht in der konkreten Gruppe verankert ist, sondern »eine von der konkreten Gruppe gelöste Kollektivität [erfasst], indem sie all diejenigen miteinander verbindet, die an die Handlungspraxen und damit an Wissens- und Bedeutungsstrukturen teilhaben, die in einem bestimmten Erfahrungsraum gegeben sind« (ebd., S. 632).

Die dokumentarische Methode ist also darauf gerichtet, einen Zugang zu konjunktiven Erfahrungsräumen bzw. zum *konjunktiven Wissen* zu erschließen. Mit dieser »grundlagentheoretischen Kategorie des konjunktiven Erfahrungsraums wird das menschliche Miteinander, das sich in der gelebten Praxis fraglos und selbstverständlich vollzieht, gefasst« (Przyborski/Wohlrab-Sah 2010, S. 279). Im Gegensatz dazu ist die Erschließung des *kommunikativen Wissens* unproblematisch, da es abgefragt werden kann und den Akteur_innen unmittelbar zugänglich ist. Dieses kommunikative Wissen entspricht dem, was Schütze (1987, S. 145ff.) in der Rekonstruktion narrativer Interviews als Textsorten der Argumentation und Bewertung herausgearbeitet hat. In detaillierten Beschreibungen und noch deutlicher in Erzählungen wird dagegen vor allem das implizite bzw. atheoretische Wissen der Erzähler_innen aktualisiert. Allerdings lässt sich dieses Wissen nicht in jedem Fall als »konjunktiv« beschreiben, denn Erzählungen sind nicht nur durch kollektives, sondern auch durch individuelles Wissen geprägt (vgl. Nohl 2016, S. 332).

Die dokumentarische Methode wird diesem Verhältnis von Individualität und Kollektivität dadurch gerecht, indem sie bei biografischen Interviews zunächst den Fall als solchen interpretiert und in einem zweiten Schritt anhand fallübergreifender Regelmäßigkeiten eine Typenbildung generiert. Diese »typisierbaren Regelmäßigkeiten lassen sich, da sie ja auch bei anderen Akteuren zu finden sind, dann nicht mehr als rein individuell bezeichnen; vielmehr verweisen sie auf die Einbettung dieser Akteure in kollektive bzw. konjunktive Erfahrungsräume« (ebd.).

7.1.2 Orientierungsmuster: Orientierungsschemata und Orientierungsrahmen

Die dokumentarische Methode geht davon aus, dass handelnde Subjekte gesellschaftlichen Strukturen nicht einfach nur ausgesetzt sind, sondern auf Grundlage ihres Alltagswissens und in Relation zu gesellschaftlichen Bedingungen ihre soziale Wirklichkeit durch ihr praktisches Handeln konstruieren. Dabei werden in Bezugnahme auf die Handlungstheorie von Alfred Schütz zwei Wissensformen handlungsleitenden Erfahrungswissens unterschieden: Orientierungsschemata und Orientierungsrahmen (vgl. Bohnsack 2012).

Orientierungsschemata repräsentieren kommunikatives Wissen über institutionalisierte Verläufe, mit denen sich Individuen auseinandersetzen und in denen sie agieren. Sie werden von den jeweils einzelnen Akteur_innen als soziale Anforderungen erlebt, die eine normative Wirkung haben. Solche institutionalisierten normativen Vorgaben der Gesellschaft zeigen sich bspw. in der Schule, die die Anerkennung gewisser Regeln voraussetzt, oder in den allgemeinen Regeln des Umgangs miteinander.

Explizites bzw. kommunikativ-generalisiertes Wissen und damit Handlungsentwürfe finden sich als Orientierungsschemata in theoretisierenden Wissensbeständen wieder, die den Erzähler_innen direkt zugänglich sind. In argumentativen Passagen, in denen Handeln im Zuge der Konstruktion von »Um-zu-Motiven«³ erläutert wird und in denen Orientierungsschemata deutlich werden, zeigen sich bspw. Erwartungen, die die Erzählerinnen an ihre Beziehungspartner_in haben.

Dagegen verweist der Begriff des *Orientierungsrahmens* auf den je eigentümlichen, konjunktiven Erlebnis- und Erfahrungszusammenhang. Er setzt sich »aus in der eigenen Sozialisation gemachten konkreten Erfahrung zusammen, die in der Summe zu einem eigenen Fundus an Alltagswissen und einer bestimmten Art des Handelns führt« (Kleemann u.a. 2009, S. 157). Implizite Wissensbestände und

3 Alfred Schütz (1971 und 1974) hat im Anschluss an Max Weber den subjektiv gemeinten Sinn als Grundbaustein der Handlungstheorie verwendet und ihn als Entwurf verstanden, an dem sich das Handeln orientiert. Er hat diesen Entwurf auch als »Um-zu-Motiv« bezeichnet (vgl. Bohnsack 2012, S. 121).

mentale Bilder, die als Orientierungsrahmen bezeichnet werden, ergeben als Produkt den sogenannten Modus Operandi (vgl. Bohnsack 2012, S. 125). Die Rekonstruktion dieser mentalen Bilder erfolgt in der empirischen Analyse von Erzählungen und Beschreibungen der Handlungspraktiken durch die Erzähler_innen. Allerdings kann der Modus Operandi auch das Ergebnis inkorporierter Praktiken sein. Hier sind die Orientierungsrahmen dann durch die direkte Beobachtung der Performanz von Interaktion und Gesprächen zugänglich:

»Das atheoretische Wissen und der darin fundierte Orientierungsrahmen umfassen also sowohl das inkorporierte Wissen, welches in Form materialer (Ab-)Bilder empirisch-methodisch in valider Weise zugänglich ist, wie auch das implizite oder metaphorische Wissen im Medium des Textes, für welche mentale Bilder, also Metaphern, von zentraler Bedeutung sind.« (Bohnsack 2012, S. 126)

Häufig wird der Begriff des Orientierungsrahmens synonym mit dem des Habitus verwendet. Bohnsack (2012) schreibt jedoch dem Orientierungsrahmen eine weitergreifende Bedeutung zu, da er sowohl Bezüge zu grundlegenden Kategorien der Mannheimschen Wissenssoziologie als auch zu Kategorien der Ethnomethodologie und in Teilen zur Chicagoer Schule herstellt. Die in diesen genannten Traditionen entwickelten Kategorien, die sich auch unter dem Begriff interpretatives Paradigma zusammenfassen lassen, werden mit dem Oberbegriff Orientierungsschemata bezeichnet (vgl. ebd., S. 126).

Im Vergleich zum Habitusbegriff erweitert der Begriff des Orientierungsrahmens diesen um den Aspekt, »dass und wie der Habitus sich in der Auseinandersetzung mit den Orientierungsschemata, also u.a. den normativen Anforderungen und denjenigen der Fremd- und Selbstidentifizierung, immer wieder reproduziert und konturiert« (Bohnsack 2012, S. 126). Der Begriff des Orientierungsrahmens bezeichnet im engeren Sinne, wie auch der des Habitus, die Struktur der Handlungspraxis und ist damit der Gegenbegriff zu dem des Orientierungsschemas. Im weiteren Sinne ist der Orientierungsrahmen jedoch auch als übergeordneter Begriff zu demjenigen des Orientierungsschemas zu verstehen, denn die Orientierungsschemata erhalten »ihre eigentliche Bedeutung erst durch die *Rahmung*, d.h. die Integration der ›Brechung‹ in und durch die fundamentale existentielle Dimension der Handlungspraxis, ... wie sie sich im modus operandi des *Habitus* oder eben *Orientierungsrahmens* vollzieht« (Bohnsack 2013, S. 181, Herv. im Original).

Abbildung 2: Orientierungsrahmen, in Anlehnung an Bohnsack 2013, S. 182



Aus der Übertragung der beschriebenen grundlagentheoretischen Annahmen ergeben sich für die vorliegende Studie zwei Ziele:

1. Der Fokussierung auf die Genese von Beziehungsvorstellungen, die aus der Fragestellung resultiert, liegt die Annahme individueller Lebensgeschichten zugrunde. Das bedeutet, dass von einer individuierten Struktur von Haltungen und Dispositionen ausgegangen wird, wonach die individuell-biografischen Haltungen in den Vordergrund rücken. Die Frage nach der individuellen Genese von Orientierungsrahmen setzt also eine Fokussierung auf den fallbezogenen individuellen Orientierungsrahmen voraus und erfordert zugleich eine biografische Perspektive. Deshalb wurde in der vorliegenden Arbeit von der üblicherweise verfolgten methodischen Umsetzung der dokumentarischen Methode, zügig in die komparative Analyse der Fälle einzusteigen, abgewichen. Stattdessen verfolgt die Arbeit, der aus der Fragestellung und theoretischen Verortung resultierenden Gewichtung der individuell-biografischen Haltung, auf methodischer Ebene einen konsequenten Fallbezug⁴.
2. Zum zweiten fokussiert die Arbeit auf kollektive Orientierungsrahmen und Erfahrungshintergründe – im Sinne des bisher der dokumentarischen Methode eigenen Fokus – und richtet den Blick darauf, wie sich diese insbesondere im

4 Werner Helsper u.a. (2013) nutzten die dokumentarische Interpretation narrativer Interviews dazu, individuelle Orientierungsrahmen herauszuarbeiten, und erweiterten damit den Anwendungsbereich der dokumentarischen Methode erheblich.

Rahmen des konjunktiven Erfahrungsraums der Familie herausbilden. Die hier fallübergreifend rekonstruierten Regelmäßigkeiten lassen sich dann in eine Typenbildung überführen. Diese typisierbaren Regelmäßigkeiten im Umgang mit Gewalt innerhalb der ersten eigenen Paarbeziehungen, die sich auch bei anderen Akteurinnen finden lassen, sind nicht mehr als rein individuell zu bezeichnen, sondern verweisen auf die Einbettung in konjunktive Erfahrungsräume.

7.2 Methodische und methodologische Überlegungen zur empirischen Erhebung von Gewalt in Paarbeziehungen

Cornelia Helfferich u.a. (2016) argumentieren, dass es keine spezielle Methodologie der Gewaltforschung gibt. Vielmehr sei es erforderlich, unterschiedliche sozialwissenschaftliche Forschungszugänge für je unterschiedliche Fragestellungen zu nutzen (vgl. ebd., S. 5). Unabhängig von der gewählten Methode ergeben sich jedoch für alle Forschenden gemeinsam besondere Anforderungen an eine ethische und reflektierende Haltung:

»Aus dieser Verantwortung heraus müssen sich alle Forschungstraditionen daraufhin kritisch hinterfragen lassen, wie sie es mit dem gesellschaftlichen Umgang mit Gewalt, in den sie eingebunden sind, und mit den wissenschaftlichen Konstruktionen von Gewalt halten, an denen sie mitbeteiligt sind. Forschung kann Gewalt bagatellisieren oder spezifische Aspekte skandalisieren, sie kann differenzieren oder pauschalisieren, sie kann Erkenntniskategorien fortschreiben oder kritisieren und weiterentwickeln und in der Regel fokussiert sie bestimmte Aspekte und blendet andere aus. Da der gesellschaftliche Umgang mit Gewalt einem historischen Wandel unterliegt und die Erkenntnismöglichkeiten stets zeithistorisch gebunden sind, muss die Forschung ihre Ergebnisse stets an den gesellschaftlichen Entwicklungen abgleichen und das ›Cui bo?‹, also den Nutzen und die Folgen der Forschung, auf den Prüfstand stellen.« (Helfferich u.a. 2016, S. 6f.)

Die vorliegende Forschungsarbeit versucht, den genannten Anforderungen gerecht zu werden, indem sie über ihren qualitativ-rekonstruktiven Zugang die Rekonstruktion des subjektiven Herstellungsprozesses bzw. Orientierungsrahmens, in dem Paarbeziehung gestaltet wird, in den Mittelpunkt stellt. Diese subjektiven Orientierungen liegen den wissenschaftlichen Konstruktionen zugrunde, die im Verlauf des Analyseprozesses entwickelt wurden. Zudem kommt der (Selbst-)Reflexion während des gesamten Forschungsprozesses ein hoher Stellenwert zu (vgl. dazu Kap. 7.5).

In der Forschung zu Gewalt im Geschlechterverhältnis bzw. zu Gewalt in sozialen nahen Beziehungen, wie sie der vorliegenden Arbeit auch zugrunde liegt, gilt es eine Reihe von ethischen Aspekten zu berücksichtigen. So habe ich mich